Die Kurkapelle ist schon wieder frisch und munter, trotz allen Verwandlungen und spielt im Familienbad heiter und preußisch: „Ihr woll'n wir unser Leben weih'n". Die Berliner sind durchaus schon wieder in Applausstimmung, stürzen sich in die Badekostüme und legen sich an den Strand. Für Berliner Zeitungen ist bestens gesorgt. Der Strand ist mit Brettern vernagelt und die Strandkörbe tun ihr übriges gegen die Sonne. Das Meer pflegt indessen weit hinaus zu erglänzen. Und die Kinder, wie Kinder nun einmal sind, werfen sich jauchzend an den Busen der Natur. Mutter sieht sich indessen ihre Beine an, ob sie naturbraun geworden sind und Vater baut Stellungen aus. Die Artillerie wird durch ein Grammophon ersetzt, das der näheren Umwelt mitteilt, die Liebe stamme von Zigeunern. Alle Badegäste sehen durchaus erholt aus, tragen sämtlich weiße Schuhe und Kapitänmützen, auch die Damenwelt und schon ist es Mittag und schon geht man zum Gedeck. Erstklassige Küche in der internationalen Aufmachung der Mitropa. Das halbe Ei wird hehre Wirklichkeit. Es heißt jetzt Vorspeise. Das andere halbe Ei tut sich auf dem Spinat wichtig.

Schon beginnt wieder der Tanz, das Kabarett, das Theater mit der Schlageroperette. In Berlin bereits mit Erfolg gespielt, die Kurbar, die Atlantickapelle, zwischendurch das Schnitzel, wenn man Glück hat und weil das Wochenende schon zu Ende ist, ab Mitternacht Blick auf das Meer. Diese Tätigkeit von Personen verschiedenen Geschlechts ausgeübt, wird als Verlobung angerechnet. Mutter hat jetzt Strümpfe an und Vater keinen Hut. Er läßt die Brise um seinen armen verarbeiteten Kopf wehen. Hinein in die Federn, hinaus aus den Federn und zurück zum Wochenanfang mit Wiederholung des mitropischen Mittagessens nach Berlin.

Swinemünde ist die Perle der Ostsee, nähere siehe Gebrauchsanweisung. Hausdiener zu len Zügen. Fließendes Wasser am Strande.

—⊡—

Liebeswerben der Erdkröten

Von Dr. L. Franck - Braunschweig.

Noch pfiff der Märzwind schrill über die nackten Felder; Busch und Strauchwerk standen noch kahl. Aber die Sonne war im Steigen, und wo der Hastige nicht hin konnte, in die Mulden, die Brüche und Wildinseln, da war mit dem Licht auch schon Wärme in die Tiefe gedrungen, da pochte es schon sanft an die Schlafkammern des Winters, pochte, rief lauter und weckte.

Und horch, horch! nur langsam mein Schritt, was bringt dort aus der Senke des Waldteiches! „Uk, uk", tönt's immerzu, „uk, uk", wie mit den tiefsten Tönen einer Okarina, „uk, uk", so dumpf, so hohl, so moll, wie heimlich ger...tes, nur schmerzvoll gewagtes Geständnis.

Die Kröten sind zum Leben erstanden, aus dem Waldteich läuten sie den Frühling, die neue Werbelust, die Liebe. Zu Hunderten halten sie Märzfeier in dem noch so kalten Gewässer.

Von überall her sind sie zugepilgert, aus den Erdklausen in Acker und Feld, von den Steinburgen des Bruches, aus den Löchern und Höhlen des Rains, aus dem Blätterschlupf des Waldes, von überall her, Männchen wie Weibchen, Alte und Junge, alle nach derselben Richtung, nach dem Tiefland des Waldes, nach dem Waldteich, dem Liebeswerben der Lurchenwelt.

War das ein Leben in den noch braunschwarzen Fluten, worein die Sonne noch mehr Licht als Wärme schüttete! — In der Pflanzenwelt hatte sich noch kaum etwas zum Empfang der Liebenden aufgeschmückt. Nur einige Haseln hielten vom Ufer aus goldgrüne Fähnlein darüber, und nur an den äußersten Spitzen der Weidenruten flügelten die ersten hellgrünen Blatthnospen.

Aber um so inniger und besinnlicher empfand man das Treiben und Weiben der verliebten Kröten im kalten Gewässer. Und „uk, uk" rief's bald aus der Nähe, bald aus der Ferne, „uk, uk" aus der Tiefe, von daher und dorther und mehr leidvoll als freudvoll.

Doch wen wollte das wundern! Die Weiber und Mädchen sind hier selten und kostbar, sind hier so in der Minderzahl, daß oft fünf bis acht ja zehn Ritter um eine einzige Geliebte buhlen und werben.

Ueberall schlagen kleine Wellen hoch, blitzen weiße Leiber auf, schneeweiße, grün- und gelbweiße, stielen dicke Augen mit braungoldenen Monden hoch, überall verrät Platschen und Klatschen, Glucksen und Rucksen die Eifersucht der lebfrohen Männer, der heißsporenen Jünglinge.

Dort rechts ballt ein ganzes Knäuel aufgeregt durcheinander: ein Kapitalweib, das schon mehr als 20 Lenze durchlebt, hat dem Stärksten seine Liebe gerührt und rudert unter dem drängenden Fo...a der anderen nach den wärmeren Buchten ...lisers.

Kaum sind die verschwunden, als es mitten durch den Teich wie ein lauter Hochzeitszug näherkommt: Ein ganzer Trupp Männer, die sich durch die kürzere, gedrungenere Gestalt vor den wohlbeleibten Weibern auszeichnen, begleitet ein seliges Paar, das kaum verbunden, sich vor dem Trubel des Gefolges nur mit Mühe zu helfen weiß. Denn kein freudiges Hochzeitsgepränge bildet die zahlreiche Begleitschaft, eifersüchtige Kavaliere sind's, die vor Neid auf ihren Kameraden, vor Galle zerbersten möchten. Unablässig und unnachgiebig umdrängen sie mit stierenden Augen die Neuvermählten, wurgen mit den Stimmen, stoßen und treten gegeneinander wie gegen das Paar, hängen sich den Vermählten um den Hals, um die Schenkel und Beine, ziehen die beiden tief unter Wasser, quälen und mergeln sie, selbstgequ ält vor Balzlust und tollster Verliebtheit.

Doch alles umsonst und vergeblich. Hat ein Kröterich erst triumphiert, hat er das Weib um die Hüfte gefaßt, dann geht er schon eher zu Grunde, als daß er die Geliebte andern überließe. Und wirklich hat man schon tote Pärchen gefunden, die, von brünstigen Werbern unter Wasser gedrückt, im Liebesrausch erstickten.

Mittlerweile aber hatten sich die beiden durch eine Schilfschranke hindurchgearbeitet und waren in eine Teichbucht gelangt, die sie aus dem freien Spielwasser, von den rastlosen Quälgeistern erlöste.

Und in dieser wärmeren Uferbucht konnte nun das Laichgeschäft, das sich über mehrere Tage hinzieht, alsobald beginnen. Viele hundert tiefschwarze Punkteier sind's, die das Krötenweib in gallertartigen Schnüren in das Wasser absetzen muß, um sie dann von der Sonne ausbrüten zu lassen. — Nach dem Laichgeschäft aber verlassen die Alten wieder den Liebesteich, und ziehen hinauf in die umliegenden Erdklausen auf Acker und Feld, in den Busch, den Bruch und den Wald. Und den ganzen Sommer dur chbis tief in den Herbst hinein weidwerken sie dort gegen Schnecken, Würmer, Käfer, Fliegen und Mücken, vertilgen Ungeziefer in gewaltigen Mengen.

Bis zum Juli aber haben sich die Kröteneier im Waldteich über Kaulquappen zu rummeligen Krötenkindern entwickelt, und diese betreten dann zum erstenmal als Lungenatmer das umliegende Land. Unter günstigen Futterverhältnissen nehmen sie bis zum Spätherbst um das Doppelte zu, vergraben sich dann ebenso wie die Alten, ohne daß jemand darauf hinwiese, in die wintersicheren Erdverließe unter Laubgenist, Holz oder Steingeröll.

Doch werden's von den Tausenden, die vor sechs Monden als Eier in dem Teich zur Welt kamen, nicht allzu viele mehr sein, da auch die Krötenbrut, ebenso wie die Froschquappen, die beste Vorratskammer für alle Mitbewohner des Wassers abgibt.

Und bis diese Wenigen gleich ihren Erzeugern imstande sind, zur Märzfeier in den Waldteich hinabzusteigen, gehen mindestens drei bis vier Jahre ins Land.

Denn erst nach so langer Zeit sind die jungen Tiere reif genug, um auch ihrerseits an dem großen Liebeswerben in der Waldsenke teilzunehmen.

Am Ausguck

Fensterklares Metall.

Eigentlich ist es gar nichts Neues, Metall so dünn zu hämmern, daß es wie Glas durchsichtig wird. Schon vor 3000 Jahren haben die alten Aegypter es verstanden, Gold solange zu verarbeiten, bis es wie Seide dünn und schmiegsam war und sich zur Vergoldung fester Gegenstände eignete. Dann mag das Handwerk der Goldschläger lange geruht haben, bis in der Antike das Vergolden wieder Mode wurde. Seitdem hat sich das Metalldünnschlagen dann wohl erhalten. Besonders zurzeit der Zünfte war es im Blühen. Nun ist es aber kürzlich Dr. Karl Müller von der Physikalischtechnischen Reichsanstalt zu Berlin gelungen, durch ein besonderes Niederschlagverfahren fast alle Metalle in einer Stärke bis zu einem Millionstel Millimeter zu gewinnen. Diese dünnen Blättchen sind durchsichtig klar wie bestes Okularglas, und, das ist besonders interessant, dehnbar wie Gummi. Die neue Errungenschaft der Technik ist von großer Bedeutung in der Meßtechnik und Röntgentechnologie. Auch für Membrame kann man die neuen Metallblättchen benutzen, wodurch die Radiohörer an Gebrauchsfähigkeit erheblich gewinnen.

Heimatlose Schiffbrüchige.

Um genau zu erforschen, welche Ausrüstungen unbedingt notwendig sind, um Schiffbrüchige längere Zeit hindurch in einem Rettungsboot erhalten zu können und um die Dienste von Radioanlagen für Hilferufe genau auszuprobieren, haben sich vier junge englische Seefahrer zu einem dreijährigen Leben in einem gewöhnlichen Rettungsboot entschlossen, mit dem sie rund um die Erde fahren wollen. Anlaß hierzu gab das Schicksal einer Schiffsmannschaft, die nach dem Untergang ihres Dampfers im Indischen Ozean lange Zeit hindurch unter entsetzlichen Leiden und Entbehrungen auf dem Meere herumtreiben mußte. Die vier mutigen freiwilligen Schiffbrüchigen haben große Mengen Schiffszwieback, Schokolade, kondensierte Milch und Konserven mit sich genommen und wollen nun am eigenen Leibe ausprobieren, welche Nahrungsmittel am notwendigsten für Schiffbrüchige sind und welche Mengen davon ein Rettungsboot unbedingt mit sich führen muß, um der äußersten Not steuern zu können. Sie wollen drei Jahre lang von nichts anderem leben als von solchen „eisernen Rationen", die nach bestimmten Zeiten in verschiedenen anzulaufenden Häfen immer wieder aufgefüllt werden sollen.

Der Mensch versuche die Götter nicht.

„Meine Herren, wissen Sie auch, daß wir dreizehn Fahrgäste sind" fragte ein Fahrgast, als er in die Kabine des Flugzeugs stieg, das von London nach Paris fliegen wollte. Seine halb besorgt, halb spaßhaft vorgebrachten Bedenken wurden von den übrigen Reisenden mit einem lustigen, übermütigen Hallo aufgenommen, und während der ganzen Fahrt bildete das Gespräch über die Unglückszahl dreizehn anregenden Unterhaltungsstoff, das heißt, so lange die Fahrt währte. Gut war man über den Kanal hinweggeflogen und besand sich schon über französischem Gebiet, als plötzlich die Maschine versagte. Dem Führer gelang es noch, zu einer glücklichen Landung zu kommen, dann aber standen sie ziemlich erschrocken da die dreizehn ungläubigen Fahrgäste und wußten nicht aus noch ein; kein Dorf, keine Stadt in der Nähe. Die drahtlosen Rufe des Flugzeugführers nach einem Aushilfsflugzeug blieben ohne Erfolg, bis es endlich gelang, ein Automobil aufzustöbern, das die Unglücksladung zum nächsten Bahnhof beförderte. Und sie, die in ihrem dreizehnhäpfigen Uebermut so hoch hinauf wollten, waren jetzt zufrieden, mit gewöhnlichen Eisenbahnreisenden zusammen in Paris einfahren zu dürfen.

Hans im Glück.

Ein Sommerfrischler ging in den schönen Schweizer Bergen in der Nähe von Ragaz spazieren, als er plötzlich über sich zwei Adler sah, die anscheinend auf ihn niederstoßen wollten, um ihn anzugreifen. Mit nichts anderem als einem Stock bewaffnet, bereitete er sich zur Verteidigung vor. Aber es kam nicht zu dem gefürchteten Kampf. Die Adler fühlten sich vielmehr durch den Menschen gestört und flogen wieder auf, nachdem sie unserem höchst erstaunten Touristen ein kleines lebendiges Schweinchen vor die Füße fallen ließen. Es war ein niedliches, rosiges Ferkelchen, so recht das Sinnbild des Glückes, das da lebhaft quietschend, aber gänzlich unverletzt vom Himmel gefallen war. Mit seinem Fund unter dem Arm kehrte der Tourist nach Ragaz zurück, und die Fröhlichkeit der Einwohner über dieses Bild mischte sich mit seinen eigenen fröhlichen Gefühlen, ein richtiger Hans im Glück zu sein.

Der größte Rebstock der Welt.

In Deutschland gibt es zahlreiche alte Rebstöcke, die meist auf eine stolze jahrhundertelange umfassende Geschichte ihres Standortes zurückblicken können. Der größte Rebstock der Welt und somit vielleicht auch der älteste, aber wächst und gedeiht in Kalifornien, das überhaupt zu den gesegneten Weinländern gehört. Den Baum bedeckt alljährlich ein reicher Riesensegen von Trauben, und seine Verästelungen müssen durch Balkenwerk gestützt werden, da seine kostbare Last jedes leichte Lattenwerk zu Boden drückt. In Kalifornien steigt die Weinerzeugung von Jahr zu Jahr. Anbau und Kulturkosten verhältnismäßig wenig, so daß der Winzer sehr annehmbare Ergebnisse erzeugen kann, quantitativ wie qualitativ, da auch die allgemeine Bodenbeschaffenheit und das Klima des Landes der Rebe sehr günstig sind. Die Zeit jedoch, wo der kalifornische Wein den Welthandel beherrschen wird, dürfte noch ziemlich fern liegen. Da Kalifornien vorwiegend Rotweine und süße Weine erzeugt, so würde auch später der deutsche Weinbau davon nur wenig berührt werden.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altona.
Druck und Verlag: P. A. Santz, Altona.

Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung.

Nr. 30 Donnerstag, 27. August 1925

Das tausendjährige Reich

In der Stube Kerzen brannten,
Vater greift ein Buch vom Spind,
Schwarz gebunden, gold die Kanten,
Eltern, die ihr eigen nannten
Nur Frau Sorge und ihr Kind.

Mutter mahnt das Kind zur Stille,
Vater schlägt die Bibel auf,
Unter seiner Nickelbrille
Tropft aus sanfter Rührung Fülle
Blanker Tränen feuchter Lauf.

Und er liest: „In harten Wochen
Wurdet ihr vom Kummer bleich,
Gott hat nie sein Wort gebrochen,
Hat auch uns einmal versprochen
Ach, das tausendjährige Reich!" —

Draußen aber, vor den Scheiben,
Fielen Sterne in die Nacht,
Wolken schwarz am Himmel treiben,
Dieser Menschen Wünsche bleiben
Ihres Daseins letzte Macht!

Tausend Jahre sind ein Tag! —
Also hat das Buch geschrieben,
Und der Klang, der in ihm lag,
Ist uns heute treu geblieben;
Wie der Vater ihn gelesen,
Wie die Mutter ihn empfand:
Ach, es ist das Herz gewesen,
Wie es schlägt in diesem Land!

Blut und Tränen, Feierwochen
Sind der Kehrreim dieser Leute,
Und ihr Wort steht ungebrochen,
Jeder hält, was er versprochen
Und wird keines Fluches Beute!

Jeder harrt auf seinem Posten,
Hunger — Freude, es ist gleich,
Macht das müde Schwert verrosten,
Einmal will vom Lächeln kosten
Unser tausendjährig Reich!

Heinz Steguweit.

Heimatlose!

Von Waldemar Gröhn-Berlin.

Ueberall im deutschen Lande leben sie verstreut, in großen Städten und in engen verschlungenen Gäßchen der Kleinstadt, und sind doch eine große zusammengehörige Gemeinde. Es ist die Gemeinde derer, die keine Heimat haben. Die Gemeinde der Flüchtlinge aus den besetzten Gebieten. Das Schicksal verbannte sie von den Stätten, wo ihre Sinne mit allen Dingen verkettet waren. Sei es, daß sie von Geburt an dort schon lebten, sei es, daß sie aus Gründen der Lebensmöglichkeit dort hinzogen. Nationaler Fanatismus machte ihnen das Leben in ihrer Heimat schwer, oder gar unmöglich. Nun sind zu den bisherigen noch Tausende hinzugekommen, die auf Grund ihrer Option für Deutschland von den Polen aus ihrer Heimat in der Ostmark vertrieben sind, und die nun dasselbe Leid und dieselben Peinlichkeiten durchmachen müssen wie einst ihre Landsleute vor ihnen.

Und so sind auch sie schutzsuchend zu uns gekommen, oft unter Hingabe von Habe und Existenz, und wollen nun im deutschen Mutterlande von neuem Wurzel zu fassen versuchen. Einem kleinen Prozentsatz wird es wohl so halbwegs gelingen, irgendwo unterzukommen. Sie haben vielleicht wohlhabende und einflußreiche Verwandte. Andere fanden in Notquartieren ein bescheidenes aber wenig würdiges Plätzchen, wo sie zunächst wenigstens vor Wind und Wetter geschützt sind. Die große Mehrzahl aber ist nicht nur heimatlos geworden, sondern oft auch bitterer Not ausgeliefert.

Vielfach begegnen sie völligem Unverständnis, und es gibt so viele, die wohlversorgt in ihren vier Pfählen im Heimatort sitzen dürfen, und gedankenlos sagen: „Schon wieder Flüchtlinge, weshalb bleiben sie nicht drüben?" „Weshalb optierten sie nicht für Polen?" Hoffentlich findet sich immer jemand, der diesen Fragestellern die richtige Antwort erteilt. Weshalb sie nicht für Polen optierten? Weil ihnen ihr Deutschtum mehr wert war, als die Gunst der Polen. Auch hatte man damals noch gar nicht übersehen können, welche Folgen diese Option für sie haben würde. Lange hat die Verbearbeit für Flüchtlingshilfe aufgehört. Die Heimkehrerlager, die zum großen Teil schon aufgelöst waren, müssen nun wieder in Anspruch genommen werden, um die neuankommenden Flüchtlinge unterzubringen. „Kein Hüsing", das ist der Klageruf, der Alt und Jung durchzittert. Die Alten ertragen es mit Geduld, weil sie müssen und weil ihnen alles Aufbäumen dagegen ja doch nichts nützt. Verängstigt sehen aber die Kinderaugen in die verbitterten Gesichter der Eltern. Selbständig Schaffende wurden zu Bettlern, man nahm ihnen mit der Heimat zugleich den Stolz der aufrechten Menschen. Welchen Widerhall wird diese schlimme Zeit in den eindrucksvollen Seelen der Jugend haben? Werden sie den Willen finden, sich zu freien deutschen Menschen herauszuwachsen?

Hoffentlich wird die Entschädigung diesmal nicht unter so unwürdigen Umständen ausgezahlt werden, wie es in den letzten Jahren bezüglich der Flüchtlingsfürsorge oft der Fall gewesen. Auch die anderen sind ja entschädigt worden, aber nur mit einer kleinen Abfindungssumme, die auf ein Minimum heruntergedrückt wurde, war doch ohnehin der Mehrzahl die geringen Summen noch in der Inflationszeit bezahlt worden, wo sich die Geschädigten kaum einen Stuhl, geschweige denn eine Wohnungseinrichtung kaufen konnten. Selbst die sogenannten Nachträge sind nur sehr kleine Tropfen auf den heißen Stein der Not gewesen. Die Summe zur Existenzgründung gebrauchen zu können, ist mit wenigen Ausnahmen allen versagt geblieben.

All dies muß wieder und wieder allen Volksgenossen vor Augen geführt werden, die sich gar zu leicht beruhigen lassen mit den Märchen von der gesetzmäßigen Entschädigung der Flüchtlinge. Tausende von ihnen sitzen jetzt wieder in unwürdige Behausungen, und sie, die einst die zuverlässigsten Steuerzahler in den uns nun entrissenen Gebieten waren, haben nicht mehr so viel, um ihren Hunger zu stillen. Vielleicht werden sich hier und da Volksgenossen finden, denen es möglich ist, ihren schwer heimgesuchten Brüdern und Schwestern ein Zimmerchen oder eine kleine Wohnung überlassen zu können, und andere wieder können von ihren Vorräten denen abgeben, die da darben. Nur so, wenn alle Kreise mithelfen, den neuankommenden Heimatlosen Hilfe angedeihen zu lassen, kann wenigstens die erste schwerste Not beseitigt werden.

Versagen wir uns nicht diesem Opferwerk, um des Deutschtums willen, um unserer selbst und unserer Kinder willen.

—⊡—

Auf Tannenbergs Schlachtfeld

Von Ernst Moritz.

„Im Kampfe für deutsches Wesen, deutsches Recht", so steht es auf dem Gedenkstein, starb am 15. Juli 1410 Hochmeister Ulrich von Jungingen den Heldentod. Bei Tannenberg war es, wo vor mehr als 500 Jahren des deutschen Ritterordens Blüte hinsank. Aber schon zwei Jahre danach erhob sich an der Stelle, wo des Ordens Meister sein Leben schloß, eine Kapelle zum Gedenken. Jahrhunderte vergingen, u. der Bau zerfiel. Heute steht auf seinen Ruinen ein einfacher Stein als Erinnerungsmal an jene Schlacht, die das Deutschtum in der Ostmark verlor.

Der Name Tannenberg ist mit ihr verknüpft, und fünfzig Jahre später erhebt er sich abermals aus der deutschen Geschichte, diesmal eine der leuchtendsten Waffentaten des Weltenringens kündend. Moderne Schlachten kann man nicht gut nach einem Namen nennen, ihre Fronten erstrecken sich über Meilen, und so ist jene zweite Schlacht bei Tannenberg eigentlich die Schlacht Hohenstein-Neidenburg-Soldau, den Namen nur gab das kleine Dörfchen inmitten der breiten Front, von dessen Schulhause das Feldherrngenie eines Hindenburg die deutschen Truppen zum Siege lenkte.

Die Größe dieser Tat wird dem erst klar, der einmal auf dem Hochplateau westlich von Hohenstein gestanden hat. Dort wo sich hart an der Landstraße nach Sanden das Denkmal des Hindenburgregimentes erhebt. Dahinter und an der Straße die Massengräber der Russen, die hier im deutschen Feuer verbluteten. Mitten auf derh ochgelegenen Ebene der Granitstein für das Nationaldenkmal, das den Heldt der Tannenbergschlacht ewigen Ruhm verkünden soll. Weit schweift der Blick nach Westen in die Täler hinab, aus denen die deutschen Truppen gegen der Russen breite Linie hervorbrachen. Auf der anderen Seite imOsten dehnen sich Südostpreußens tiefe Wälder und Seen. Für das geschlagene Heer, das sie im Rücken hat, gibt es nur Gefangenschaft oder Vernichtung.

Die deutschen Truppen hatten, als Hindenburg am 22. August 1914 den Oberbefehl im Osten übernahm, jenes Wald- und Seengebiet im Rücken. Eine Schlacht war hier ein Wagnis, aber sie mußte geschlagen werden, sollte die Verbindung der nördlichen russischen Njemenmit der südlichen Narewarmee des Generals Brussilow verhindert werden. Nur wenn vor der Vereinigung die feindliche Südarmee vernichtend geschlagen wurde, konnte Ostpreußen gerettet werden. Und Hindenburg wurde der Retter. In meisterhafter Strategie verstand er es, den rechten russischen Flügel zu einer Schwenkung nach Westen zu bewegen. selbst Allenstein mußte vorübergehend preisgegeben werden, aber nunmehr war es Brussilow, der, in nord-südlicher Front von Hohenstein bis Soldau hinter sich Wald und Wasser hatte. Und als Schlag auf Schlag auf die Russen niedersauste, als sie, auf immer enger werdendem Raum zusammengepfercht, weder nach Norden noch nach Süden auszuweichen vermochten, als die Ausgänge aus dem Waldgebiet verkeilt waren, da war es von dem 230 000 Mann starken Heere nur kleinen Teilen vergönnt, in Flucht Hals über Kopf das nackte Leben zu retten. 125 000 Russen führte der deutsche Landsturm in die Gefangenschaft, die übrigen deckten das Schlachtfeld.

Und sie ruhen heute noch dort, in nächster Nähe, wo sie starben. Kreuze recken sich schwer gegen helleren Himmel, an der Landstraße, auf den Feldern verstreut, in umfriedeten Gottesäckern. Dicht bei Hohenstein liegt ein Dörfchen, Märken heißt es, zählt nicht viele Häuser, denn mehr als 100 legten Granaten in Schutt. Mitten im Dorf schlafen Deutsche und Russen, 390 an der Zahl. Sie liegen sonst in schattigen Wäldchen, in Gutsparken, am Dorfende, und es gibt keine Ortschaft in der Zone der Schlacht, die nicht auf ihrem Heldenfriedhof die Leiber Gefallener, Freund und Feind, birgt.

Südlich kurz hinter Hohenstein, auf Neidenburg zu, liegt wohl der schönste dieser Heldenfriedhöfe. Bei dem Dörfchen Waplitz ist es. Schon von weitem grüßt das ernste, hochragende schwarze Holzkreuz. Umgeben von schlichten

Steinmauer aus Findlingen, davor ein Altar aus gleichem Material, schaut es auf deutsche Gräber und über sie hinweg zu der Stelle, wo Russenkrieger den letzten Schlaf schlafen. Tiefer Frieden liegt heute dort, wo einst der Boden von heißer Schlacht zerstampft war. Welche Regimenter hier bluteten — auf den schmucklosen Holzkreuzen, die über jedem Grab sich erheben, liest man es. Namen stehen hier an Namen gereiht, Tapfere, die für die Freiheit der Heimat ihr Leben gaben. Aber nicht von allen wußte man sie, als man sie hier in die Erde bettete. Hier und dort ein Kreuz, auf dem steht: Musketier X. oder ein anderer vom Infanterieregiment 59. Und in der Mitte des Friedhofes, aus sattem Gras, ragen Steine: „Hier ruhen ein Gefreiter und 36 Man n des 148. Regimentes". Niemand weiß, wer sie sind, die hier schlafen. Welche von den Ungezählten, deren letzten Ruheplatz sehnsüchtige Gedanken daheim vergebens suchen. Wir haben es nicht nötig, dem unbekannten Soldaten ein Grabmal zu richten. Ihrer liegen viele auf deutschen Heldenfriedhöfen, dort wo die Schlachten tobten. Die Inschriften auf ihren Gräbern reden die Sprache eines grausamen Geschicks, sprechend von dem Kampfe, der Heldenleben im Granatfeuer und im Mähen der Maschinengewehre endete. Hier in Waplitz verbluteten die 59., 146. mit der 41. und 152. Feldartilleriebrigade.

In stiller Ruhe des Sommertages liegt der Friedhof. Auf den deutschen Gräbern blüht es in heimlicher Pracht. Grüne Hecken schließen sie nach hinten ab und zwischen ihnen stehen Rosenbüsche, je ein weißer und ein roter, jetzt noch in voller Blüte. Von weiter unten her aber, wo sich der Wiesenstreifen zu einem der vielen Kolke senkt, duftet schwer und betäubend süß der Jasmin herüber. Er blüht wildverschwenderisch auf Russengräbern. „Hier ruhen 52 Russen", sagt die Inschrift auf einem der Doppelkreuze mit dem schrägen Querbalken darunter. Eines Mannes Länge umfaßt das Grab in der Breite, vier gute Schritte ist es lang und 52 Menschenleiber birgt es. Mehrere solcher Massengräber reihen sich aneinander, Offiziere liegen einzeln: „Ein russischer Offizier", kein Name, keine Regimentsbezeichnung, für die Heimat verschollen, gefallen irgendwo auf ostpreußischem Boden, als man die fremden Eroberer hinaustrieb.

Weiter führt der Weg südlich nach Neidenburg. Wie Hohenstein zeigt es die Spuren des Kampfes: Die Häuser am Markt, ganze Straßenzeilen neu aufgebaut. Mitten auf dem Marktplatz steht ein Kriegerdenkmal von 1870. Granaten, die dicht daneben auf Rathaus und Wohnhäuser fielen, taten ihm nichts, unversehrt steht es heute noch. Aber unweit davon, wo der Weg nach dem roten Backsteinbau des alten Ordensschlosses führt, grinst das Antlitz der Schlacht aus leeren Fensterhöhlen einer in Grund geschossenen Kirche. Nichts steht mehr, als wenige Meter hohe Umfassungsmauern.

Nach Soldau, dem Südpunkt der Schlacht, geht nicht mehr eine deutsche Straße. Schändlicher Vertrag nahm uns die Stadt und gab sie den Polen. Dieser Verlust wird ebensowenig wie andere jemals vergessen.

Tannenbergs Schlachtfeld — tagelang kann man wandern und schaut immer gleiche Bilder: Kreuze, Friedhöfe, neu erbaute Häuser in Städten und Dörfern, die anstelle derer stehen, die feindlichem oder eigenem Geschützfeuer zum Opfer fielen. Alle diese Erinnerungsmale auf heiligem, blutgetränktem Boden reden eine besonders eindringliche Sprache, aber es ist nicht leicht, die Sprache eines Schlachtfeldes zu verstehen.

—⊙—

Zwischen Dollart und Schelde

Bilder aus Hollands Gegenwart und Vergangenheit.

Von Harro Essinah.

Amsterdam, der Hochsitz nordniederländischen Bürgertums, begeht in diesem Jahre das Gedenkfest seines 650jährigen Bestehens. Mit der Hauptstadt feiert ganz Holland das Jubiläum seiner größten und schönsten Stadt, die von den Großstädten des Landes den ausgesprochen holländischen Charakter am getreuesten bewahrt hat.

Man kann nicht sagen, daß das Streben, Holland und die Holländer kennen und verstehen zu lernen, bei uns besonders ausgeprägt vorhanden wäre. Gründe hierfür wären manche zu nennen. Zunächst die Landschaft. Holland ist nicht, wie etwa die Schweiz, ein internationales Touristenland erster Ordnung. Es besitzt auch keine alles überragende Metropole. Seine drei größten Städte Rotterdam, Den Haag und Amsterdam haben, jede für sich, auf den Gebieten der Wirtschaft, der Politik und der Kultur seit langem die Führung an sich gerissen. Hinzu kommt die Eigenart seiner Bewohner. Charakteristisches Merkmal germanisch-niederländischen Wesens ist sachliches, nüchternes Denken. Der Holländer haßt Extreme. Begeisterung ist ihm nicht völlig fremd, doch zum Ueberschäumen läßt er es selten kommen. Er ist nicht ohne Leidenschaften, aber er fröhnt diesen mit einem ererbten Phlegma, welches die Glut im Innern selten zum verzehrenden Feuer aufflackern läßt. Häuslichkeit ist ein Wesenszug des Holländers. Sein Stammtisch steht allenfalls im Klubhaus, doch meist im Herrenzimmer der eigenen Wohnung, und da er nicht gut für sich allein einen Bierausschank einrichten lassen kann, so trinkt er Bols Bittern oder Jenever aus Schiedam. „Vom Lande der Mynheers, dem gelobten Land der Langweil . . ." läßt Scheffel im „Trompeter von Säckingen" den alten Freiherrn erzählen. Scheffel, der Süddeutsche, der am Neckar und am Rheine zu Hause war, mag nicht ohne Grauen an das flache Land gedacht haben, durch welches der alt und vielarmig gewordene Rheinstrom die breiten Wogen träge dem Meer entgegenrollt. Den meisten Ober- und Mitteldeutschen geht es noch heute so. Auch ist die Verwandtschaft zwischen dem Niederländischen und dem Hochdeutschen noch ungleich lockerer, als zwischen Hochdeutsch und Niederdeutsch; ich habe in Holland kaum einen aus dem oberdeutschen Sprachgebiet stammenden Landsmann getroffen, der das Niederländische leidlich akzentfrei sprechen gelernt hatte. Daß dagegen die Norddeutschen sich oft überraschend schnell in Wesen und Klang der niederländischen Sprache einfühlen, ist ebenso verständlich; war doch vor der Abschnürung der Niederlande vom alten Reich, etwa in der Blütezeit der Hanse, die alte „niederdietsche sprake" die herrschende Schriftsprache von Dünkirchen bis zur Ostsee.

Die Niederlande, wie wir sie heute als die beiden Königreiche Holland und Belgien kennen, sind das ungewollte Endergebnis jahrhundertelanger Bestrebungen zur Bildung eines mächtigen Pufferstaates zwischen Gallien und Germanien. Die Tausendjahrfeier der Rheinlande erinnert daran, wie im zehnten Jahrhundert die karolingische Staatsgründung eines lotharingischen Zwischenreiches Schiffbruch erlitt. Jahrhunderte später scheiterten, letzten Endes gleichfalls durch den klaren Willen der germanischen Bevölkerung, sich nicht verwelschen zu lassen, die weitausholenden Pläne der ehrgeizigen Herrscher von Burgund. Erst Karl der Fünfte, jener in kritischen Wendepunkt unserer Geschichte zum Deutschen Kaiser gewählte Spanier, führte die Loslösung des Burgundischen Kreises vom Deutschen Reich herbei. Sein Sohn machte Brüssel zum Sitz der Statthalterei der nunmehrigen Spanischen Niederlande. Drei Momente beschworen noch im Laufe desselben Jahrhunderts den Aufstand gegen Spanien herauf: Haß gegen die Fremdherrschaft an sich, das Streben des größtenteils germanischen Volkes nach Erhaltung der niederländischen Sprache und nicht zuletzt die im Norden durchgeführte Reformation. Am Ende des achtzigjährigen Freiheitskampfes, in dessen Verlauf sich das neugegründete Staatswesen der nördlichen Provinzen zur ersten See- und Kolonialmacht der Welt emporschwang, läutete der den Dreißigjährigen Krieg beendende Friede von Münster Hollands goldene Zeit ein. Im Heiligen Deutschen Reiche war die Kaisergewalt gebrochen; Holland (und die Schweiz) schieden endgültig aus dem ohnehin gelockerten Reichsverband aus und wurden selbständige Glieder des sich entwickelnden europäischen Staatensystems. Das reiche Holland wurde, als Spanien niedergerungen war, die Seele der europäischen Koalition gegen das Frankreich Ludwigs des Vierzehnten, bis es im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts seine Machtstellung an das erstarkende England verlor. Das heutige Niederländisch-Indien, freilich für das kleine Königreich noch immer ein gewaltiges Kolonialreich, ist der Ueberrest überseeischen Besitzes eines Volkes, dessen Flagge einst über Ceylon und Formosa, Südafrika und Brasilien, und auf dem Boden des heutigen Newyork wehte.

Niemand leugnet in Holland die Tatsache, daß es England war, welches die holländische Weltmacht aus den Angeln hob. Trotzdem ist die Neigung, in allen wichtigen weltpolitischen Fragen mit England zusammen zu gehen, sehr groß. Aus Berechnung. Die Basis für Hollands Weltgeltung bildet das Inselreich im Indischen Ozean. Jenes reiche Inselinde liegt in bedrohlicher Nähe des übervölkerten, in seinen Absichten unberechenbaren Japan. Aus eigener Kraft kann Holland im Ernstfalle seinen Besitz nicht verteidigen. Sich selbst zu beschützen, ist Java — die übrigen Inseln stehen erst am Anfang der Entwickelung — nicht reif. Der gegebene Bundesgenosse für den Fall eines japanischen Angriffes ist England, das die „brücke nach Australien" am liebsten für dauernd in der Hand eines ihm nicht unbequemen Staates wissen möchte. Daher das außergewöhnliche Interesse, womit man in Holland die Frage der Befestigung Singapores, in England (und Australien) dagegen den Ausbau der niederländisch-indischen Flotte verfolgt.

Aehnlich wie in England wird auch in Holland die Außenpolitik beherrscht durch den Zwiespalt, der sich für das Land ergibt aus dem Besitz unverhältnismäßig großer überseeischer Gebiete mit aufblühendem Eigenleben und aus der wirtschaftlichen Gebundenheit des Mutterlandes an Europa. Hier wie dort ist es die Sorge um die Erhaltung des großen Besitzes, welche die Außenpolitik friedfertig, d. h. besitzerhaltend, macht. Doch würde die öffentliche Meinung in Holland eine vertragliche Bindung an England ebensowenig dulden, wie eine solche an Frankreich oder Deutschland. So ist auch jetzt wieder der Wille zur Ablehnung einer Mitunterzeichnung eines eventuellen Westpaktes bei der Presse und im Volke sehr deutlich zutage getreten. Sich in dieser Weise zu binden, ist der Holländer zu vorsichtig und auch zu neutral im guten Sinne.

Denn letzten Endes lebt in diesem scheinbar so leidenschaftslosen Volk, das sich so gern international nennen hört und dessen gebildete Angehörige die drei Weltsprachen so fließend wie ihre Muttersprache sprechen, ein sehr starkes nationales Empfinden, das sich freilich in der Oeffentlichkeit selten offenbart. „Ons Land" ist des Holländers stille Liebe. Und wie sein Land, liebt er das Herrscherhaus von Oranien, das dem Lande eine stolze Reihe umsichtiger, befähigter Führer geschenkt hat. „Wenn ein Holländer", sagte mir einmal ein Untertan der Königin, „das Wilhelmuslied (Nationalhymne) stehend anhört, kollern ihm die Tränen über die Wangen; aber er würde sich lieber vergiften, als daß er das zugäbe." Bei Kriegsende erwies sich die Dynastie Oranien als so fest im Volke verwurzelt, daß eine, ohnehin dilettantisch inszenierte, Umsturzbewegung sehr rasch in sich zusammenbrach.

Im Laufe dieses Sommers finden in Holland die Neuwahlen zur Zweiten Kammer statt. Zwischen Wahlen in Holland und solchen etwa in Deutschland besteht ein krasser Unterschied. Man hat Holland das „Land ohne Haß" genannt. Zweifellos herrscht keine solche parteipolitische Erbitterung, wie bei uns. Die Extreme fehlen oder sind ohne jeden Einfluß. Neben den vier großen Parteien: Anti-Revolutionäre (konservativ und kalvinistisch), Christlich-Historische (altliberal, nicht-kalvinistische Protestanten), Katholische Staatspartei und Sozialdemokraten sind noch die Demokraten zu nennen, die jedoch in mehrere kleine Gruppen gespalten sind. Seit Jahren ist eine Rechtskoalition am Ruder, welche das Land, wenn auch unter zeitweise scharfer öffentlicher Kritik glücklich über die schlimmsten Jahre der Nachkriegszeit hinweggeholfen hat. Ist Holland ein Land ohne Haß im Innern, so ist es nach außen ein Land ohne Irredenta. Als im Jahre 1919 im Laufe der Verhandlungen der Pariser Friedenskonferenz von französischer Seite der Vorschlag gemacht wurde, Holland für die geforderte Abtretung Limburgs und der Scheldemündung an Belgien durch Gebietserwerb längs der westfälischen und hannoverschen Grenze auf Kosten Deutschlands zu entschädigen, erhoben Volk, Presse und Regierung einmütig Protest gegen den Länderschacher, der freilich recht gut in den Rahmen des Versailler Vertrages gepaßt hätte.

Wer in diesem Sommer nach Holland reist, findet in Amsterdam, wo die Jubiläumsfestlichkeiten für die Zeit vom 1. Juli bis 15. September stattfinden, neben einer historischen Ausstellung eine Kunstschau größten Stiles, mit Leihgaben aus den verschiedensten Ländern, eine Revue klassischer und moderner Malerei im Lande Rembrandts, Franz Hals' und Jakob Israels. In Nordholland und Friesland aber wird der Besucher Höchstleistungen moderner Wasserbaukunst kennen und bewundern lernen, die in jahrelanger Arbeit zur Trockenlegung der Zuidersee führen werden. Die Arbeiten werden jetzt energisch durchgeführt. Schon ist Wieringen mit dem Festlande verbunden und nicht mehr die einsame Insel, die dem deutschen Kronprinzen als Aufenthaltsort diente. Wenige Jahre noch und auf dem freigelegten Boden der Zuidersee werden die Poldermühlen arbeiten, den Boden entschlammen und dem Königreich der elf Provinzen die zwölfte, durch Arbeit erworbene, hinzufügen. Zwischen Nordholland und Friesland, wo heute noch die Fischerboote auf Fang ausfahren, werden sich eines Tages neue Fluren ausbreiten, und die heutigen Inseln in der Zuidersee werden anmutige Hügel bilden, von wo aus der Blick über das neue Land, über Zuiderland, schweifen kann.

Das Leben im Reichsheer

Vor Wochen waren es 11 Jahre, seit wir hinauszogen, ein Volk, ein Heer, und die Welt erfüllten mit dem Ruhme unserer Taten. Und wieder in ein paar Monaten sind es sieben Jahre, daß wir heimkehrten: Heer und Volk entzweit. Und unbekümmert ist das Leben seitdem seinen ehernen Weg gegangen. Das deutsche Volk wirkt seitdem wieder mit altem Fleiß in gewohnten Gleisen, es sieht die Früchte seiner Arbeit heranwachsen und reifen.

Anders der Soldat. Er ist herausgerissen aus der Gemeinschaft des Volkslebens. Aus dem Heere der allgemeinen Wehrpflicht wurde durch den Vertrag von Versailles eine Armee geworbener Söldner. Aber der Söldner der deutschen Armee ist ein frischer deutscher Junge, der freiwillig bereit ist, zwölf Jahre seine besten Kräfte und, wenn es sein muß, Blut und Leben einzusetzen zu des Vaterlandes Wohl. Und es tut uns Deutschen not, daß Volk und Heer wieder Eins werden und daß das Volk wieder Vertrauen hat zu der Waffe, die zu seinem Schutze geschmiedet ward. Dazu muß das Volk wissen, wie es zugeht in der deutschen Armee.

Der Friedensvertrag hemmt den Dienstbetrieb auf Schritt und Tritt. Nicht allein sind dem Reichsheer alle neuzeitlichen Kampfmittel genommen, sondern auch die Handhabung der ihm gebliebenen Waffen wird erschwert. Nur ein karger Etat an Geschützen, Maschinengewehren, Pistolen, blanken Waffen, Munition usw. ist ihm zugebilligt, ihr Ersatz auf wenige Stücke aus bestimmten, noch nicht völlig leistungsfähigen Fabriken bestimmt.

Das Diktat von Versailles hat die Stärke des Heeres auf 100 000 Mann, darunter 4000 Offiziere, die der Marine auf 10 000 Mann, darunter 1500 Offiziere, festgesetzt. Auch die Organisation der deutschen Streitkräfte unterliegt strengen Vorschriften seitens der Diktatoren von Versailles. Das Reichsheer umfaßt 7 Infanterie- und 3 Kavallerie-Divisionen. Die Kommandeure der Infanteriedivisionen sind zugleich Befehlshaber in den 7 Wehrkreisen. Die 1. bis 4. Division und die 1. und 2. Kavallerie-Division unterstehen dem Gruppenkommando 1 in Berlin, die 5. und 7. Division und die 3. Kavallerie-Division dem Gruppenkommando 2 in Kassel.

Das Reichsheer ergänzt sich aus Freiwilligen im Alter von 17 bis 23 Jahren. Die Einstellung erfolgt in der Regel am 1. April und 1. Oktober jeden Jahres. Wer eintreten will, muß körperlich tauglich, unbescholten, mindestens 1,54 Meter groß und unverheiratet sein. Er kann sich den Truppenteil auswählen, muß sich aber zu einer zwölfjährigen Dienstzeit verpflichten. Er wird zunächst einem Ausbildungstruppenteil überwiesen. Erst nach Abschluß seiner Ausbildung wird er in die eigentliche Truppe eingereiht.

Das Leben in der Kaserne verläuft im allgemeinen in den alten Bahnen wie einst im Heere. Noch immer bildet die Disziplin die Grundlage des Dienstes. Zwar ist die Militärgerichtsbarkeit abgeschafft, aber die bürgerlichen Gerichte packen auch scharf zu und die Disziplinargewalt der Vorgesetzten ist durch das Recht, empfindliche Geldstrafen verhängen zu dürfen, erheblich erweitert. Dabei darf man nicht vergessen, daß man einem Freiwilligen, der 12 Jahre dient, größere Freiheiten einräumen muß als einem Wehrpflichtigen, der nur zwei Jahre in der Kaserne zubringt. So ist das Beschwerderecht wesentlich erweitert. Vertrauensleute vermitteln zwischen Vorgesetzten und Untergebenen. Reichlicher Urlaub, höhere Bezahlung, ordentliche, wenn auch einfache Bekleidung, schmackhafte, auskömmliche Verpflegung, Unterbringung in freundlich ausgestatteten Stuben wird gewährleistet. Vorträge, Konzerte, Büchereien und Lesezimmer in schmucken Soldatenheimen, Wettspiele und Turniere auf modern eingerichteten Sportplätzen sorgen für Abwechslung im Leben des Reichswehrsoldaten. Der Eintritt in Vereine aller Art ist dem Soldaten gestattet, verboten jedoch jede politische Betätigung. Auch ruht sein Wahlrecht. Nach Maßgabe seiner Fähigkeiten und seiner Vorbildung kann er zum Unteroffizier und Offizier befördert werden. Für die Unterbringung ausscheidender Heeresangehöriger in bürgerlichen Berufen sorgt die Heeresverwaltung mit allen Kräften. Zwar wird es nicht möglich sein, wie früher die ehemaligen Unteroffiziere alle in Beamtenstellen unterzubringen, vielmehr wird mancher von ihnen einen freien Beruf ergreifen müssen. Der Staat erleichtert dies durch Gewährung von Geldabfindungen und Uebergangsgebührnissen, vor allem aber gibt er ihm Gelegenheit, sich während seiner Dienstzeit nicht nur wissenschaftlich, sondern auf besonderen Heeresfachschulen auch praktisch auf seine künftige Tätigkeit als Landwirt, Kaufmann oder Handwerker vorzubereiten.

Der Zusammenhang mit den alten Soldaten und der alten Armee wird eifrig gepflegt. Jede Kompagnie, Eskadron und Batterie ist mit der Pflege und Ueberlieferung eines Truppenteils der alten Armee betraut, z. B. die 1. Kompagnie Inf.Regt. 9 mit der des 1. Garde-Regiments zu Fuß, die 2. Eskadron Reiter-Regiment 8 mit der der Ziethen-Husaren usw. Teilnahme an Gedenkfeiern, Vereinsfestlichkeiten, Gedenktafeln in den Kasernen, Unterricht in der Geschichte des Stammregiments sorgen dafür, daß die Erinnerung an die Waffentaten der Väter nicht verloren geht. Wo es mit der Verringerung der Armee irgend zu vereinen war, stehen die jungen Truppenteile in den alten Garnisonen, noch streift der Ziethen-Husar durch Luch und Ried an Rhin und Havel, noch pirscht der Lübbenjäger durch den Spreewald, noch donnern Kanonen und Haubitzen auf Jüterbogs Sand.

So steht die Reichswehr fest auf den Schultern der alten Armee, furchtlos und treu, nur bestrebt, dem Vaterlande zu dienen.

—⊙—

Unser verballhornte Nationalhymne

In der „Köln. Ztg." schreibt Prof. Harzmann-Hildesheim: Als wir neulich einen noch sehr unterirdischen Jungnationalen ob einer mächtigen Schmarre auf seinem Kindskopf, die er der Zielbewußtheit eines andersfarbigen Volksgenossen verdankte, damit trösteten: Nun, es ist ja fürs Vaterland! — kam im hellen Brustton der Ueberzeugung, wie aus der Pistole geschossen, die Antwort: „Und im Unglück nun erst recht!" —, was natürlich einen sehr komischen Eindruck machte. Auf unseren nicht endenwollenden Festen pflegt als Quittung für die Festrede das „Deutschlandlied" gesungen zu werden. Und da zappelt unsereins schon zu Anfang um den frommen Wunsch: ob man wohl bloß diesmal mit der vierten Strophe verschont bleibt?! Aber nein, sie wird mit besonderer Inbrunst gesungen! Es gibt ja sogar noch eine fünfte, von einem Fräulein gedichtet, aber wir werden uns hüten, sie hier etwa zu publizieren!

Nun, der Geschmack ist bekanntlich verschieden, es lohnt sich also nicht im geringsten, etwa für das Autorrecht Heinrich Hoffmanns aus Fallersleben eine Lanze zu brechen, besonders da wir seine zu Ausfällen recht spitzige Feder nicht zu schwingen vermögen. Aber wir dürfen wohl bitten, wenigstens einen kurzen Gang der Gedanken mit uns zu tun. Als Hoffmann im Jahre 1841 auf dem englischen Helgoland sein „Lied der Deutschen" dichtete, da hatte er die Vision eines großen, nein „größern" Deutschlands, mit den idealen Grenzen („von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt"), die sich erst einmal künftige deutsche Generationen erkämpfen werden. Ein sicheres Ziel, wenn, ja wenn „Einigkeit und Recht und Freiheit" das Fundament einer brüderlichen Volksgemeinschaft zu Schutz und Trutze geworden sind. Einem solch idealen Deutschland wünscht sein Lied das Blühen im Glanze dieses Glückes, verbürgt von Einigkeit und Recht und Freiheit. Dieser fromme Wunsch paßt auf die Kümmerlichkeit heutigen Nationalbewußtseins genau so gut, wie auf die Zerrissenheit Anno 1841. Nun aber, nach dieser Glückwünschung, die auch heute besonders ihren Sinn hat, in einem Atem dem „Deutschland über Alles" im Unglück nun erst recht seine Liebe und Treue zu versichern, daß ist unstimmig. So könnte ein neues Lied anfangen, und Dichter und Dichterinnen könnten dann so viele Verse hinzudichten, wie das Zeug hielte. Sonst aber paßt es nicht zu Hoffmanns Schlußstrophe 3, — oder die (Hauptstrophe!) müßte man weglassen. — Doch du sagst: Natürlich soll es heißen: Deutschland geht mir über Alles, und erst recht im Unglück! Schön! Wozu dann aber noch die Versicherung von Liebe und Treue, die sich erst im Unglück bewähren soll! Weil es den schmählichen Spruch — aus dem Welschland — gibt: ubi bene ibi patria (wo mirs gut geht, bin ich daheim)? Und dieses unpoetische „und im Unglück nun erst recht!" soll nun auch noch „von Geschlecht zu Geschlecht" weiter schallen! Also sollen auch noch Urenkel Deutschland in seinem Unglück anfingen? Es ist das alte Elend, wie Anno Dazumal, wo es hieß:

Der Schütze schoß ins Weltall,
Der Sänger sang Diskant,
Der Turner sich zergrätschte
Fürs liebe Vaterland!

Denn was kam dabei heraus? Sehr viel nationale Gefühlsduselei und recht kärgliche Taten: viel Geschrei, aber wenig Wolle! Erst der Mann aus Blut und Eisen hat doch überhaupt unser Volk zu Einigkeit und Recht und Freiheit zusammengehauen. Wofür also die viele Singerei? Und wir wollen doch das echte Lied des alten Kämpen und Dulders für sein Deutschland nicht torpingen!

—⊙—

Wochenende

Ein Berliner Brief von Herwarth Walden.

Auch Berlin kennt jetzt die weltstädtische Freude des Wochenendes. Man hat den Deutschen übelgenommen, daß sie zuviel arbeiten. Um dieses Mißtrauen zu beseitigen, hat der Teil der Bevölkerung, dem das Vergnügen eine Arbeit ist, sich entschlossen, die Fähigkeit des Nichtstuns auch äußerlich durch Abwesenheit von Berlin zu dokumentieren. Und die Reichsbahn hat zu diesem Zweck einen besonderen Zug nach Swinemünde und zurück eingelegt, um die Nichttäter räumlich als Masse wirken zu lassen.

Man beginnt das Wochenende mit dem traditionellen Festessen im Speisewagen der Mitropa, bestehend aus Oelsardinen mit Kartoffelsalat, Fleischbrühe mit Auflauf, Hagebutte braun mit Bearner Tunke, Rindschmorstück mit Kartoffelsalat und Vanillewasser. Schon ist man in Swinemünde Bad.

Schon lenkt das Kurhaus aller Blicke auf sich, daß das Meer vor Wut über soviel Nichtachtung schäumt. Deshalb kehren ihm die Berliner den Rücken, lassen sich durch die gotischen Pforten drehen und sind beim Tanztee. Die Kurkapelle heißt jetzt Jazzband, man zahlt sein Gedeck, das einzige, was daran genießbar ist und gibt sich der Erinnerung an winterliche Tanztees hin. Auch Gäste aus Swinemünde sind anwesend.

„Nein, Frau Major, Berliner mit Kindern nehme ich nicht mehr auf. Die Leute wollen für die Kinder nur die halbe Pension zahlen und behaupten, daß sie dafür auch nur das halbe Essen verlangen. Ich meine es gut mit meinen Gästen. Ich gebe jedem morgens zum Beispiel ein Ei. Ich kann doch dem Kind nicht ein halbes Ei geben. Und wenn ich ein ganzes Ei für den halben Preis gebe, komme ich nicht auf meine Kosten. Man darf die Berliner nicht verwöhnen. Die Eier habe ich schon längst abgeschafft. Erstens ist es eine ausländische Unsitte und heute brauchen wir das Ausland nicht mehr und zweitens sollen Eier für Kinder ungesund sein. Sie enthalten zuviel Kalorien."

Hierauf muß man in das Kabarett stürzen, um den Anfang nicht zu versäumen. Es treten erste Kräfte aus prominenten Theatern auf. Eintritt frei, Sektzwang erwünscht, wenn auch Zwangswein nicht erforderlich ist. Hierauf heißt es Abendbrot essen. Der Ober des Restaurants Kurhaus erklärt, daß man vielleicht noch ein Schnitzel bekommen könne, wenn man Glück hätte. Man pflege hierorts die Küche pünktlich zu schließen. Hierauf begibt man sich in die Atlanticbar, die sich rühmt, ein Schwesterinstitut zu sein. Man nimmt Wein ohne Tanzzwang zu sich. Die Kurmusiker hingegen essen Bananen und nennen sich infolgedessen jetzt Hawai-Schwefelbande. Das schönste Bein wird prämiiert und zwar ohne ausgelost zu werden. Schiedsgericht, Tarif und Schlichtung das Publikum. Man erfährt, daß Herr Reichsaußenminister Stresemann in der Pension Waldheimsfrieden sich unkenntlich ausruht. Das Meer ist indessen so dunkel geworden, daß es den Augen gleichsam entschwindet und man eilt allerseits in die Stätten, die man sich gefunkt hat.

In jedem Hotelzimmer stehen drei bis sechs Betten, sodaß man für jeden Zuwachs versorgt ist. Hoch oben unweit der sogenannten Plafonds hängt je ein schlichtes Bild, gewöhnlich ein Rehstück. Marinestücke sind am Meer nicht beliebt. Die Tapeten persönlich stellen Rosen dar, jede Rose ohne Dornen in einem Romboit. Als Pendant gegenüber dem Bild in echter Augenhöhe hängt eine Gebrauchsanweisung zwecks Benutzung des Zimmers. Wenn man das Frühstück, bestehend aus, nicht nimmt, kann man dem Wirt gestohlen bleiben und hat dafür einen Transitzoll von zwo Mark zu entrichten. Auch ist die Abreise vierundzwanzig Stunden vorher an der einschlägigen Stelle bekanntzugeben, widrigenfalls man das Zimmer bis ans Ende des Lebens behalten muß. Hingegen werden Wertsachen ohne weiteren Verlust gegen Verlust rechts neben der Telefonzelle aufbewahrt. Die Kenntnisnahme der Gebrauchsanweisung kostet nur das Augenlicht, da die Birne schon längst nicht weit vom Stamm gefallen ist.

Schon erscheint die Mutter Sonne mitten im Zimmer wie ein Gespenst kurz nach Mitternacht. Man erhebt sich aus unbildlichen Federn, daß die Hühner lachen, und begibt sich unter Vermeidung des angedrohten Frühstücks ins Familienbad.